

## **Das Bild vom himmlischen Frieden ist so fürchterlich missbraucht**

»Himmlischer Frieden«. Immer wieder hat er Angst dieses Schild zu lesen. »Tian'anmen«, »Platz des Himmlischen Friedens«. Beide Söhne hat er verloren in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni vor 25 Jahren. Beide Söhne, Liang und Ken-Shou. Sein Stolz. Sie durften studieren. Sie waren die Hoffnung der Familie. Für das Studium hatten sie gespart. Aber die Jungs hatten Flausen im Kopf. Gut, ihre Ergebnisse waren hervorragend. Aber die Politik – aus der sollten sie sich lieber heraushalten, hatte er ihnen gesagt. Nicht nur einmal. Demokratie? Sie sollten sich um ihr Studium kümmern. Nicht um die großen Themen der großen Männer. Er hatte Angst vor der Macht. »Und die haben Angst vor uns' hatten seine Jungs gesagt. »Sonst müssten sie ihre Macht nicht mit soviel Aufwand schützen und sie demonstrieren, sonst könnten sie uns wenigstens anhören.' Die Hoffnung gaben sie nicht auf. Und er fürchtete um ihr Leben. Erst recht, als Liang in Hungerstreik trat. Und dann in der Nacht des »Zwischenfalls«, wie er verharmlosend später genannt wurde, da saß er zuhause und betete. Er hörte nur das Knattern der Maschinengewehre und das Geschrei. Mehr musste er nicht sehen. Und konnte es nicht. Den einen, Ken-Shou, brachten die Kommilitonen gleich noch in der Nacht. Liang blieb verschwunden. Er ist wohl einer der vielen Namenlosen, den die Volksrepublik auf dem Gewissen hat.

Viele Jahre hatte er kein Wort dazu herausbekommen. Die Kehle war zugeschnürt. Hätte er schreien wollen? Er weiß es nicht. Erinnert sich an kein Gefühl. Aber natürlich: Wut durfte er sich nicht erlauben. Bloß nicht. Öffentliches Totengedenken: unmöglich.

Himmlischer Frieden. Er kommt nicht darüber hinweg. Höllischer Krieg! Wie viele Tote hatte er binnen kurzer Zeit gefordert? 200 – war die offizielle Zahl. 2600 die realistischere. Dazu 7000 Verletzte.

Das kleine goldene Kreuz an seiner Wand hatte er angefleht. Aber sein Junge kam nicht zurück.

Das Kreuz. Er kann und will nicht mehr. Er nimmt es ab. Steckt es in die Schublade. Schluss. Kein Glaube. An nichts.

Ja, er hat sie noch im Ohr. Die Worte vom Friedensreich. Das beginnt, wenn der Messias kommt. Da würden Wölfe bei den Lämmern weiden und Panther bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe könnte dann Kühe und Bären zusammen weiden. Ein Säugling werde am Loch der Otter spielen. Es werde Frieden sein. Der Messias wird gerechtes Urteil sprechen, die Gewalttätigen würden nicht das letzte Wort haben. (Jesaja 11) Er glaubt dem Propheten nicht. Für ihn gibt es keinen Platz mehr für ein Bild vom himmlischen Friedensreich. Er hatte den irdischen zu gut kennengelernt. Wann sollte dieser Frieden beginnen? Wenn nicht jetzt und hier. Wer sollte ihn in Gang setzen? Hier in Peking jemand? Er blickt finster auf den leeren

Tisch. Der irdische Frieden ist verlogen, er lebt vom Schweigen der Mütter und Väter. Und ernährt sich von der Paranoia der Regierenden.

Seine Frau ist eine stille. All die Jahre hat sie ihre Hoffnung versteckt in der Schürzentasche. Eine einfache Köchin ist sie. Ohne Schulabschluss. Aber mit Weitblick. Sie will reden. Laut weinen dürfen. Wie die anderen. Das gehöre nun einmal dazu. Sie will glauben können, dass es eine Gerechtigkeit gibt am Ende der Zeit. Einen Richter. Und eine Zukunft. Sie stellt sich auf den berüchtigten Platz mit den Bildern ihrer Söhne. Und singt leise.

Sie betet zu ihren beiden Kindern. Wie jeden Tag. Nur sonst heimlich. Und fragt sie: könnt ihr es schon sehen? Das zukünftige Reich? Haltet uns den Weg offen. Wir wollen glauben, dass die Wölfe bei den Lämmern weiden werden und Kinder ohne Angst heranwachsen, dass es gerecht zugeht und die Gewalt nicht das letzte Wort hat. Wir wollen glauben.

Er kommt nur einmal kurz gucken. Die holen euch doch sowieso weg, faucht er. Sie singt. Und betet. Kein wirklicher Frieden kommt von allein, singen die Frauen. Die »Mütter vom Tian'anmen«. Er zieht schweigend davon.